OKTOBER 2026 LITERATURHAUS BERLIN 0,– EURO

40 Jahre Klatsch & Tratsch

15 Geschichten aus der Fasanenstr. 23

Eine von uns, wir sagen nicht wer, stand im Alter von 14 Jahren, nachdem sie mit einer Freundin nach Berlin getrampt war, am Zaun der Fasanenstraße 23. Die Freundin wollte ins Käthe-Kollwitz-Museum, sie selbst kannte weder Käthe Kollwitz noch das Literaturhaus, das ihr wie ein großer dunkler Kasten unter einem großen dunklen Baum erschien, sie hatte nur »Steppenwolf« gelesen und war beseelt vom Carpe diem: Trampen, Berlin, Fasanenstraße.

Die andere, wir sagen nicht wer, saß Jahre später im Großen Saal, in dem sie noch nie zuvor gewesen war und den sie nur als einen der unzähligen Veranstaltungsräume wahrnahm, in die man als Eltern eben so gerät, und hörte begeistert und stolz ihrem Sohn zu, der auf der Bühne seine Geschichte vorlas, die er für einen Grundschulschreibwettbewerb verfasst hatte. Little did she know, wie viele tausend Mal sie noch dort sitzen würde.

Little did we know. Nichts über die lange Geschichte dieses wunderbaren Hauses, nichts über seine Ecken und Tücken, nichts über das Berliner Immobilienmanagement und den Denkmalschutz. Doch was sich bislang noch jedem Gast vermittelt hat – egal, ob man das Haus schon oft betreten hat oder zum ersten Mal sieht, ob man mit Ehrfurcht durch die Säle geht oder spöttische Vorbehalte hat gegenüber teuren alten Villen im teuren Alten Westen – ist sein Füllhorn an Geschichten. Stand dort wirklich wochenlang ein Sarg im Foyer? Gab es diese Schüsse vom Balkon, das digitale Kaminfeuer im Großen Saal und das echte Feuer mit Marshmallows im Garten, eine Tonne Schafskäse oben im Archiv, den Mann mit orangenen Handschuhen voller Honig und Bienen, den Mann, der die Rosenbüsche rausriss, das Nasenflötenorchester, Hans Neuenfels mit einer Plastiktüte mit Damenschuhen, zwei durchwachte Nächte bei 12-Stunden, ach was 24-Stunden-Lesungen, die königliche Security Dänemarks, die die Kaffeemaschine kontrollierte? Mein lieber Herr Gesangsverein! Auld Lang Syne! Ach ja, das wurde natürlich auch hier gesungen in der Nacht des Brexit, und auch das klingt noch in den Wänden nach.

Nicht alle Geschichten sind dabei so einwandfrei nachweisbar wie der Tod des Elefantenbabys Berolina, der auf der Titelseite der B.Z. angekündigt war, oder der Besuch Thomas Manns 1927, aber was wäre es für ein Literaturhaus, wenn die Fiktion nicht den größten Raum von allen beanspruchen dürfte. In diesem Sinne haben wir Autoren und Autorinnen eingeladen, ihr Garn zum 40. Jubiläum des Literaturhaus Berlin zu spinnen, und in diesem Sinne wünschen wir uns, dass auch Sie im Garten oder im Kaminzimmer sitzen oder im Treppenhaus über die alte Tapete streichen und auf die Geschichten lauschen, die hier erzählt worden sind und immer weiter erzählt werden.

Ihre Janika Gelinek & Sonja Longolius
mit dem Team des Literaturhaus Berlin

BELIBAN ZU STOLBERG

Breakbeat & Halay

Juni 2024. An Tag zwei eile ich die Treppen hinauf, es ist irgendein Notfall, vielleicht ist die Technik für die Simultanübersetzung ausgefallen. Jedenfalls treibt mich etwas an, Zeit habe ich nicht, und dennoch bleibe ich stehen. Auf der Treppe stehen zwei schnauzbärtige Männer, beide um die sechzig Jahre alt. »Es tut mir leid«, sagt der eine, und der andere »mir genauso«. Sie sehen mich an, den Eindringling in ihr privates Gespräch. Einer erkennt mich als eine der Veranstalter*innen von »Dengê min tê te? – hörst du mich?«, dem Festival für kurdische Exilliteratur. Er sagt mir, dass es ihm einiges bedeutet, so viele kurdische, ezidische, alevitische Stimmen an einem institutionalisierten Ort wie dem Literaturhaus zu hören. Und dann erzählt er, der andere Mann und er seien alte Freunde, aber dann gab es einen Bruch, über zehn Jahre ist das her. Seitdem haben sie nicht mehr miteinander gesprochen. Heute haben sie sich auf dem Festival wiedergetroffen und miteinander versöhnt.

Am Nachmittag kommt ein Sommerregen herab. Auf der Bühne geht es um die Übersetzung kurdischer Sprache ins Deutsche, danach um die generationsübergreifende Frage des Exils. Co-Leiter Davut Yeşilmen und ich haben lange überlegt, wie wir unser fünftägiges Programm verabschieden sollen. Am Ende entschieden wir uns für AZIEZ, ein DJ Projekt, das sich unter anderem mit Exil und Diaspora beschäftigt. Das Set am letzten Abend driftete manchmal in eine harte, schnelle Richtung ab. Lärmender Breakbeat füllte das Kaminzimmer. Nervös beobachtete ich die Ränder der Tanzfläche, wo die Besucher*innen des Festivals in kleinen Grüppchen standen. Bis zu diesem Programmpunkt hatte ich das Gefühl, dass wir keine schlechte Arbeit geleistet hatten: wir haben versucht, ein möglichst breites Programm aufzustellen, kulturell, politisch und geographisch. Aber das Set war vielleicht eins zu viel. Es sollte ein Scharnier ins queere, migrantisierte Berliner Nachtleben herstellen. Es wurde immer lauter, die Beats härter, und der Raum vorm DJ Pult größer. Niemand tanzte. Kurdische Exil-Literatur und Breakbeat, vielleicht einfach kein Match. Schon überlegte ich, wie wir das Ganze möglichst diplomatisch vorzeitig abbrechen können. Da betrat eine Gruppe junger Menschen selbstbewusst die Tanzfläche. Jemand trug einen Kuchen auf einem Tablett mit sich. In einem Kreis umringten sie eine junge Frau, es war ihr Geburtstag. Sie verteilten Kuchen, begannen sich irgendwie zu dem Beat zu bewegen, und plötzlich füllte sich die Tanzfläche. In kürzester Zeit war sie voller Menschen; kurdische Literaturwissenschaftler*innen tanzten neben älteren Besucher*innen, und auch Janika und Sonja wippten mit Takt. Davut und ich sahen uns erstaunt an, es funktionierte. Plötzlich bildete sich ein Halbkreis, die Menschen schlangen den kleinen Finger umeinander. Ein Halay entstand. Zu diesem harten Berliner Breakbeat, ich musste vor Ungläubigkeit lachen. Davut und ich klopften uns auf die Schulter, er war nicht so überrascht wie ich, «die Kurden finden immer einen Weg, zu tanzen«.

CAN DÜNDAR

Garden of Freedom

It was Osman Kavala who introduced me to Literaturhaus exactly ten years ago. Kavala is a businessman who devoted his life, his fortune and his boundless energy to strengthening civil society and defending human rights in Turkey. I found the date of our meeting in my diary: Sunday, 4 September 2016.

I had arrived in Berlin only three days earlier. »Come,« Osman said, »let me take you to my favourite café in Berlin.« The moment I stepped into its lush, tranquil garden, the gloom of my reluctant exile seemed to lift. Like almost every political exile, I was eager to hear how he saw Turkey's future. Would freedom return? Would we ever be able to go home? I remember him speaking with cautious optimism.

A year later, he came to Berlin again, and we met once more. Once again, we talked about our hope for a free Turkey. This time, however, it was he who lost his freedom upon returning home. He was arrested at the airport. Accused of supporting the Gezi Park protests in Istanbul, he was prosecuted, convicted, and has now spent nine years in prison. A group of writers in Germany later came together to publish a collective book calling for the freedom of Osman Kavala and other political prisoners. It was titled, »Voices of Freedom«.

By a remarkable coincidence, the first public discussion of the book took place at Literaturhaus in November 2022. Once again, we spoke about freedom. Once again, about democracy. Once again, about hope … So, during my ten-year »guesthood« in Berlin, Literaturhaus has always been, for me, »a garden of freedom« filled with bittersweet memories – an elegant place where I met with friends, where we talked, and where we shared our worries and our hopes. During its closure, I missed it deeply. I sincerely hope that this reopening also marks the beginning of new hopes. Welcome back to our world, dear Literaturhaus.

ANNETT GRÖSCHNER

Die gusseisernen Säulen

Immer, wenn ich die gusseisernen Säulen am Wintergarten des Literaturhauses sehe, muss ich an den Fabrikanten Hermann Gruson (französisch ausgesprochen, er war Hugenotte) und seine Tochter denken. Und an die wundersamen Zufälle, die realistisch gesehen nur Koinzidenzen ohne Zusammenhang sind. Ich arbeitete schon eine Weile an einem Roman, in dem die Heldin bei Krupp-Gruson in Magdeburg-Buckau arbeitet, erst als Putzfrau in der Verwaltung, dann in der Kantine und schließlich auf dem Kran des nun Thälmannwerk genannten Betriebes, als ich den Auftrag bekam, die Bauakten der Berliner Fasanenstraße 23 anzusehen. Auch für den Roman hatte ich sehr gründlich recherchiert, ich wusste, dass Gruson der Erfinder der Herzweiche und des Hartgusses war. Die Geschichte der Herzweiche ist zum Herzerweichen, und wir alle kennen sie, nicht die Geschichte, die ich jetzt nicht erzähle, aber die Herzweiche. Wenn ein Gleis, egal ob Eisen- oder Straßenbahn in zwei oder mehr Gleise gegabelt wird, dann kreuzen sich die Schienen am Ende der Gabelung im Herzstück. Das sieht aus, als würde sich eine Spitze zwischen zwei Schenkel bohren. Der Hartguss ist nicht so sentimentalitätsgeeignet. Er hat den modernen Krieg erst möglich gemacht, auch wenn am Ende Krupp daran verdient hat und nicht mehr Gruson. Aber Letzterer hatte genug Geld um seine Kakteen – und Sukkulentensammlung mit Prachtexemplaren aus Südamerika zu bestücken und eine der größten Sammlungen aufzubauen, weswegen ein Kaktus im Lateinischen nach ihm benannt wurde, der Echinocactus grusonii, auf Deutsch Schwiegermutterstuhl. Eine frauenfeindliche Gemeinheit, die aber nur versteht, wer schonmal ein Exemplar gesehen hat. Und er hatte genug Geld, um seiner Tochter eine Villa mit großem Garten in Charlottenburg zu finanzieren. Louise hatte Richard Hildebrandt, einen Kapitän a. D. geheiratet, der im Auftrag des Kaisers als Steuermann zweimal den Nordpol bereist hatte. Die zweite Reise endete auf einer Eisscholle. Seine letzte in der Fasanenstraße. Manchmal sieht man sie, wie sie durchs Haus tanzen. (Er ist ein schlechter Tänzer.)

BERND CAILLOUX

Das Haus in der memory lane

(oder: Aura und Orakel)

Das Haus in der Fasanenstraße war mir bei ersten Spaziergängen aufgefallen, eine, wie man so sagt, Gründerzeitvilla – freistehend, garten- und baumgerahmt, wer liebte das nicht. Neu in der Stadt, Sommer 76, suchte ich ein passendes Café. Und tatsächlich, dort in der bel étage gab es eins, das Café Wintergarten. Sein Ambiente großmütterlich mit etwas zu dick aufgetragenem Rouge, Tapeten mit Vergangenheit, kaum Publikum, aber viel Presse, gebongt. Fortan ging ich in die Fasanenstraße zum Zeitunglesen und zum Flippern … dem letzten analogen Technikspiel vor der digitalen Flut. Es sprach die kindliche Spielernatur an und imitierte zugleich reale Handarbeit am Band. In fast jedem Lokal stand irgendwo so ein Automat, in fast jedem nouvelle-vague-Film diskutierten smarte Existenzialisten vorm Flipper eines Cafés … Paris, ein El-Dorado für pin-ball-Spieler. Waren Selbstfindungszeiten damals, eine grüblerische Orientierungsphase auch für mich – ja, schreiben, klar, aber was und wie … Denkpausen garantierende Maschinen willkommen. Und was für Namen diese Geräte hatten! Oft irgendwas mit Weltraum, aber auch Cirqus Voltaire oder Pegasus mit Pferde- und Federkielbildern, die Richtung stimmte. Mein Lieblingsflipper war das Modell memory lane. Aufs Spielfeld gemalt eine ins Weite verlaufende Straße, im Vordergrund ein Haus mit beschäftigten Leuten hinter erleuchteten Fenstern. Die Kugel bahnte sich prosaisch ihren Weg durch Hindernisse, mitunter verharrte sie wie um Fortsetzung ringend in einem Auswurfloch. Schließlich galt es, das hier richtige Wort zu treffen, dessen auf kleine Schilder gedruckte Lettern anzuvisieren: ein m, ein e, noch ein m, ein o, ein r und zack das Ypsilon. Wer die alphabetische Aufgabe zielsicher absolvierte, bis Buchstabe für Buchstabe das geforderte Wort gefallen war, der durfte für eine nächste Freispielrunde in der memory lane wiederkommen.

Jahre später sollte ich zurückkehren in das Haus in der Fasanenstraße. Das Café längst geschlossen, war es zu einem Literaturhaus geworden – der Umbau hatte so lange gedauert, wie man für einen Roman braucht. Einige Schriftsteller erzählten bereits von der Aura im großen Lesesaal, die sich jedoch unversehens in ein Orakel verwandeln konnte, das ihnen etwas flüsterte. Und dort ging es nun um die Vorstellung meines ersten Buches … mit weichen Knien saß ich zum Warmreden im Büro des Leiters. Kurz vor Beginn stand er auf: Mal sehen, ob wir ein Publikum haben. Es war ein Moment ungeheurer Ermutigung, als er von seinem Guckloch im Vorhang zurückkam und sagte: Wir haben ein Publikum.

DIMA KAPITELMAN

Lie-Be

Wenn Sie glauben, es sei einfach, eine Lesung am Literaturhaus Berlin zu moderieren, während man sich verliebt – dann leben Sie eine gottverdammte Lüge! Verlieben ist hier im unmittelbarsten Sinne gemeint, in die blonde Frau aus der dritten Reihe. Mit diesen magisch schimmernden blauen Augen, die gleich alles alles alles in dir sahen und denen du augenblicklich noch viel mehr von dir zeigen wolltest. »Meine Mutter regt sich darüber auf, dass die Bösewichte in den Hollywoodfilmen immer Osteuropäer sein müssen. Warum kann nicht mal ein Belgier versuchen, die ganze Welt in die Luft zu sprengen?!«, hörst du dich auf der Bühne Witze reißen. In der nervösen Hoffnung, dass die blauen Augen in der dritten Reihe heiter davon aufscheinen. Natascha Wodin, durch deren Buchpremiere du eigentlich seriös führen sollst, lacht etwas irritiert. Auch ein paar arme Irre aus dem Publikum kichern, in der dritten Reihe bleibt es aber still. Dennoch kommt SIE zum anschließenden Essen im Haus mit.

Der Mann vom Rowohlt Verlag erzählt dir etwas, scheinbar sogar etwas Freundliches. Es wäre leichter ihn zu verstehen, wenn du dich auch nur für den Bruchteil einer Sekunde auf ihn konzentrierten könntest. Wo sitzt SIE? Dein Bauch ist kein Bauch mehr, sondern eine Art Jahrmarkt voll sich überschlagender Achterbahnen und hysterischer Zirkusäffchen. Ebenso bist du vom ersten Schluck Weißwein sturzbetrunken und doch so nüchtern wie nie im Leben zuvor. Fieber, schweißnasse Hände, und wenn SIE doch schon gegangen ist? »Was man wiederum der kulturellen Genese der belarussischen Literatur durchaus anmerkt …«, Wahnsinn, der Rowohlt Liebestöter redet immer noch auf dich ein! Warum hört er nicht auf? Warum lässt er dich nicht durch zu ihr? Begreift dieser Unmensch überhaupt, was er dir gerade antut? Ah, SIE sitzt schräg gegenüber. Gut. Sehr gut. Fantastisch. »Ich hätte gern die Bratwürstchen mit Kartoffelsalat«, sagt SIE. Kartoffelsalat und Bratwürstchen, Wahnsinn! Wie bescheiden! Wie bodenständig! Warum hast du dir abgehobene Gnocchi bestellt? Hältst du dich für eine Art Gnocchi-Grafen?

Fast alle sind bereits gegangen. Ihr sitzt zu zweit unter bunten Girlanden im sommernächtlichen Garten der Fasanenstraße. Du erzählst ihr, dass du mit deinem ukrainischen Pass nach Marokko gereist bist, ohne vorher ein Visum zu beantragen. Und dass du deshalb eine Nacht im Flughafen-Deportationstrakt von Casablanca verbringen musstest, auf einem Karton, neben einem schnarchenden nigerianischen Imam, bevor du zurück nach Deutschland verfrachtet wurdest. (Irgendwas musst du ihr ja über dich erzählen, warum nicht das?) Sie lacht sich die Seele darüber frei und nennt dich: »Maus.« Strahlt aus diesen alles in dir sehenden Augen, denen du noch so viel mehr Alles von dir zeigen willst.

Das ist fünf Jahre her. Und da das Berliner Literaturhaus nun in das Berliner Literaturhaus zurückkehrt, können meine Verlobte und ich endlich wieder unserem romantischen Ritual nachgehen: Bratwurst und Kartoffelsalat im Li-Be essen, wie an jenem Abend, als wir uns kennengelernt haben.

ELKE SCHMITTER

Entscheidungen

Was geschieht an der Schwelle vom Denken zum Leben? Vom Hören zum Reden, vom in-der-Reihe-sitzen zum Schweifen, von der garantierten Distanz zur Möglichkeit von Nähe? Da gibt es Entscheidungen. Die alle treffen, die sich hier treffen. Indem sie nach der Literatur die eine oder die andere Treppe nehmen – die in den Garten und auf die Straße oder die ins Café, das am Abend Restaurant spielt. Indem sie draußen stehen und rauchen, bis das Wetter entscheidet. Indem sie all das, was im Kopf passierte und sich in der Seele und im Körper ausbreitet, um zu verunsichern, zu begeistern, zu deprimieren, zu provozieren, sicher nach Hause bringen. Oder in diesen schönen Zufall tragen, den so ein Haus bedeutet, das selbst eine Schwelle ist. Zwischen schreiben und darüber reden, zwischen denken und streiten, zwischen Einsamkeit und Geselligkeit, zwischen Kontrolle und Überraschung. Eine Villa aus uralten Zeiten, die noch ältere Zeiten zitiert, ein Ort, wo der Rausch nicht nur in den Bäumen ist. So gut & schön, dass es ihn gibt.

CORNELIA GEISSLER

Die Zensur-Ausstellung

Die beiden Deutschlands waren erst ein halbes Jahr vereint, da widmete das Literaturhaus im alten Westteil der Stadt eine große Ausstellung dem Osten: »Zensur in der DDR. Geschichte, Praxis und ‚Ästhetik' der Behinderung von Literatur«. So einen Überblick hatte es noch nie zuvor gegeben. Man konnte an unzähligen Beispielen sehen, wie die »kommode Diktatur« (als die Günter Grass die DDR bezeichnete), Autorinnen und Autoren zu Zugeständnissen zwang, Lektorinnen und Lektoren zu Seiltänzen mit Worten brachte und wie das Erscheinen von Büchern verzögert oder ganz verhindert wurde. Es war der Alltag der Literaturpolitik. Die gezeigten Briefwechsel, Manuskriptausschnitte und Sitzungsprotokolle belegten, wie die Kulturpolitik bis in den Postverkehr, den Handel und die Literaturkritik hinein regierte.

Wenn man wie ich in der DDR aufgewachsen ist, an wechselnde Sprachregelungen und an Engpässe wie Ausreden im Buchhandel gewohnt war, sich deshalb also nicht für ahnungslos hielt, musste man doch von der Akribie des lebendigen Zensursystems ganz schön überrumpelt worden sein. Ich glaube, ich habe meinen Schreck damals zu überspielen versucht. Das war noch vor Wolf Biermanns Büchner-Preis-Rede, noch lange vor Joachim Walthers umfangreicher Dokumentation »Sicherungsbereich Literatur«. Herbert Wiesner hatte mit Hilfe von Autorinnen und Autoren wie Volker Braun, Adolf Endler, Katja Lange-Müller, Uwe Kolbe, Richard Pietraß, Helga Schubert und Christa Wolf Beispiele zusammengefügt. Das Buch zur Schau habe ich noch. Es ist als Band 8 der Reihe »Texte aus dem Literaturhaus Berlin« erschienen und wurde leider nicht der Longseller, der es hätte sein müssen. Mit heutigem Blick gelesen, wirkt es wie ein Musterbeispiel der Auseinandersetzung mit den ostdeutschen Verhältnissen, denn es zeugt davon, wie Herbert Wiesner und Ernest Wichner zusammen mit den Betroffenen verstehen wollten, was genau passierte. Die Zensur-Ausstellung des Literaturhauses belegte, dass nicht nach einem tumben Schema vorgegangen wurde, dass »die Zensur in der DDR sich selbst nicht immer gleich geblieben war«, wie Christa Wolf in einem Brief formulierte, »sie war nicht immer gleich streng, borniert und folgenreich für Autoren, Verlagsmitarbeiter, Kritiker, Germanisten«. Schade auch, dass die Ausstellung nach der Berliner Zeit vom 17. März bis 1. Mai 1991 zwar noch in Frankfurt am Main und Leipzig gezeigt wurde, aber nicht noch weiter wandern konnte, bis heute.

Das Literaturhaus und das Literarische Colloquium Berlin am Wannsee gehörten zu meinen schönsten Ausflugszielen, als das Überqueren der einstigen Mauerlinie noch aufregend war. Und nicht in einem großen Laden wie Kiepert, Bouvier oder Herder kaufte ich Uwe Johnsons »Jahrestage«, die vier Bücher, mit denen ich deutsche Geschichte neu las und dazu noch New York entdeckte, sondern bei Kohlhaas & Co. unten im Literaturhaus. Der Zensur-Bann gegen Johnson wirkte von seinem Erstling »Ingrid Babendererde« 1953 fast bis zum Ende der DDR, als 1989 bei Aufbau »Eine Reise wegwohin und andere kurze Prosa« erschien.

HANS CHRISTOPH BUCH

Im ewigen Eis

Kaum zu glauben, aber wahr: Den Januar/Februar 1994 verbrachte ich in der Antarktis an Bord des Eisbrechers Almirante Irizar – Argentiniens Marine hatte mich eingeladen, eine für GEO bestimmte Reportage zu schreiben, die stattdessen in der ZEIT erschien. Während in Europa Winter war, kreuzten wir im Zickzack durchs Wedell Meer, wo sich um diese Jahreszeit eine Fahrrinne öffnen sollte, zur Polarstation Belgrano II. Daraus wurde nichts, der antarktische Sommer hielt sein Versprechen nicht, es sah nach verfrühtem Kälteeinbruch aus, und das britische Schiff HMS Endurance riet zur Umkehr, statt festzufrieren im Eis, das nicht ewig, sondern ständig in Bewegung ist. Der Rat von Argentiniens Erbfeind (seit dem Falkland-Krieg) wurde nicht befolgt, und die Almirante Irizar fuhr in einem enger werdenden Wasserloch im Kreis herum, während die Sonne wie eine Flipperkugel, die niemals TILT macht, am Horizont entlangrollte. Die meterdicke Eisdecke zerbarst und krachte scheppernd gegen die stählerne Bordwand, vor der Königspinguine und Wedellrobben geschickt abtauchten, und die Frage, wohin die Reise gehe, wurde vom Kapitän gar nicht oder ausweichend beantwortet mit dem Satz: »Gerade Sie als Schriftsteller sollten wissen, dass die kürzeste Verbindung zweier Punkte keine gerade Linie ist!«

Ich hielt mich durch Joggen fit, bis ich ausglitt auf dem vereisten Deck und den in der Kälte dampfenden Ozean vor mir sah. Als ich wieder zu mir kam, hatte der jüdische Bordarzt, der antisemitische Witze seiner Kameraden mit sardonischem Lächeln abtat, meine aus dem Gelenk gesprungene Schulter eingegipst, und weil ich keinen Schreibstift halten konnte, war ich gezwungen Bücher zu lesen, darunter eine umfangreiche Dokumentation des Literaturarchivs des KGB, die Witali Schentalinski, ein russischer Autor, im Auftrag von Memorial zusammengetragen hatte. Darüber sollte ich nach meiner Rückkehr im Berliner Literaturhaus berichten, das die Vereinbarung per Fax bestätigte.

Damit bin ich endlich beim Thema. Europa lag hinter mir, und ich hatte wenig Lust, die millionenfachen Morde des KGB, alias Tscheka, GPU oder NKWD, in der Antarktis aufzuarbeiten, statt blasende Buckelwale und übers Eis watschelnde Pinguine zu beobachten. Aber schon auf den ersten Seiten las ich mich fest: Das Schicksal von Isaak Babel, dem genialen Erzähler der Roten Kavallerie, ließ mich nicht los: Im Mai 1936 verhaftet, wurde er Anfang 1940 im Butyrka-Gefängnis erschossen, nachdem er das unter Foltern gemachte Geständnis, ein französischer Spion zu sein, widerrufen und für ungültig erklärt hatte – der Witwe aber teilte man mit, Babel komme vorzeitig frei. Und so fort: Von Ossip Mandelstam und Boris Pilnjak bis zu Brechts Freund Sergej Tretjakow. Ich konnte nicht weiterlesen, wurde ausgeflogen zu Chiles Polarstation Teniente Marsh und von dort über Rio Gallegos und Buenos Aires zurück nach Berlin. Und ich war bass erstaunt, dass Witali Schentalinski nicht nur Experte für verfolgte Schriftsteller, sondern auch Polarforscher war und die russische Arktis erkundet hatte: Darüber fachsimpelten wir im Literaturhaus bis lange nach Mitternacht.

KATHARINA HACKER

Hintere Treppe

Den Toten jedenfalls müssen wir nicht erklären, wo die hintere Treppe ist, wo das Licht, die Dämmerigkeit, die Frage jedesmal, ob wirklich hier der Durchgang zum Büro, und wie es da hinuntergeht, bis ins Unterirdische, zu den Abwässern.

Sie hat ihre Plastiktüte auf halber Treppe stehenlassen. Die zweite, die erste hält sie in der Hand. Die Brille. Wo ist die Brille? Wirklich so dicke Gläser? Und die Augen dahinter? Sieht sie aus wie ein häßlicher Frosch aus dem Märchen, bloß alles umgekehrt und undenkbar ein Prinz? Es ist aber Inger Christensen.

Nun frage ich mich, ob in der Plastiktüte eine Flasche Wein oder etwas anderes. Und ich frage die Erinnerung, ob sie aus alfabet gelesen, es kommt mir undenkbar vor. Warum undenkbar? Doch eher als aus Schmetterlingstal? Das noch mehr als alfabet wie ein Text nicht von dieser Welt. Quatsch, was ist von dieser Welt wenn nicht alfabet. Und Schmetterlingstal auch, als unser Tod, der auch von dieser Welt.

Im Januar geboren, im Januar gestorben. Sie ist doch die Treppe hinaufgegangen. Und 2001 haben wir sie zuerst gesehen, in den Sophiensälen, als die noch schäbig waren und träumten, wir dachten, die seltsame Person dort wird gewiß die Lesung stören, wie sie da steht mit ihren Plastiktüten, einem Clochard gleich, aber das war Christensen, und sie las selber. Und in der Fasanenstraße ging sie die Treppe hinauf, die Treppe hinten hinunter, soviel ist gewiß. Und als sie im hellen Saal (es war doch hell, vom Tag und nicht vom Licht) vorlas, wurde offenbar, daß sie ein schöner Mensch, einer der schönsten, mit den hellsten Augen, dem reinsten Gesicht, mit einer so strahlenden, lebendigen Intelligenz wie kaum je.

Irgendwie ist sie wieder verschwunden. Zu früh, selbstredend, aber das meine ich nicht. Es hat mit diesen Treppen im Haus zu tun, die sich dem Auge entziehen und den Füßen auch. Und da sind noch einige, falls es die Treppe nicht mehr gibt, sind sie trotzdem da. Sie begegnen wohl einander. Tun sie das.

LOTHAR MÜLLER

Fasanenstraße 23, Backstage

Starkregen ist ein schwaches Wort für die Wassermassen, die am 29. Juni 2017 auf Berlin herabstürzten. Lächerlich, ihnen mit einem Schirm begegnen zu wollen. Die Veranstaltung im Literaturhaus war auf 20 Uhr angesetzt. Der Weg von der Redaktion in Mitte zur Fasanenstraße fest im Griff des Tiefs »Rasmund«. Die gewohnten Treppen zum U-Bahnsteig Französische Straße geflutet, keine U6 zu erwarten. Es gab das verzweifelte Scheinangebot eines Ersatzverkehrs mit Bussen, die aber auch nicht weiter wussten und oft nicht weiter fuhren. Die Taxen, zuvor schon taub gegen alle Anrufungen aus der Redaktion, schienen vollends untergegangen. Auf dem Programm des Gesprächs mit dem von mir hochgeschätzten Kritikers Gregor Dotzauer stand unter anderem Daniel Göskes Neuübersetzung von Joseph Conrads Roman »Die Schattenlinie«. Die Tropen mit ihrer Flaute und der junge Kapitän, der sein erstes Schiffskommando führt, hatten mit dem Eindringen der Fluten durch die sehr, sehr schmale Öffnung der schlanken Aktentasche nicht gerechnet. Meine Aufzeichnungen zu diesem und den anderen Büchern der SWR-Bestenliste, von denen die Rede sein sollte, auch nicht. Noch weniger war meine Kleidung den Wassermassen gewachsen. Seit dem Heraustreten aus der Redaktion auf die Friedrichstraße stieg trotz des zugegeben lächerlichen Schirms mein Durchnässungsgrad steil an. Der sommerlich leichte Anzug bot wenig Widerstand, Schuhe und Strümpfe hatten sofort kapituliert. Irgendwann tauchte dann doch ein Taxi auf, offenkundig ein Amphibienfahrzeug. Selten war mir die dunkle Eingangstür zum Literaturhaus so sehr als Schwelle zur Rettung erschienen. Rinnsale flossen an mir herab, nachdem ich sie überschritten hatte, kleine Lachen bildeten sich auf dem Weg zur Treppe. Der vollgesogene Anzug war stolz darauf, an Gewicht zugelegt zu haben. Die Schuhe quietschten mit leichtem Hohn. Das Büro der Literaturhausleitung war mir immer schon als einer der entspanntesten Backstage-Räume in Berlin erschienen und mit der ihm eigenen Nonchalance stellte der damalige Leiter, Ernest Wichner, sein Büro als Umkleidekabine zur Verfügung. Nun wurde hier so rasch wie gelassen Abhilfe geschaffen. Freundliche Geister – regenerfahrene Hamburger Freunde und meine Frau – machten sich, als Tief »Rasmund« die Kräfte schwanden, auf den Weg von Schöneberg ins nahe Charlottenburg und brachten Schuhe, Strümpfe, Unterwäsche, Hemd, einen zweiten Anzug.

Die Veranstaltung vor einem Publikum, das sich vom Unwetter nicht hatte abschrecken lassen, begann pünktlich um 20 Uhr.

JOSEPHINE APRAKU

des Chronistin literarischen Höhenflugs

Hochverehrte Leser*innenschaft West-Berlins,
Berlins und weit über die Grenzen dieser Lande hinaus,

der lang ersehnte Tag ist gekommen: Nach Monaten des Wartens öffnen die altehrwürdigen Hallen unserer literarischen Wallfahrtsstätte wieder ihre Pforten. Frisch gestrichene Wände, gewienertes Parkett und marmorne Bäder empfangen uns zum Auftakt der neuen Saison.

Doch bei all dem vordergründigen Glanz drängt sich eine Frage auf: Es heißt, die Zeit heile alle Wunden. Aber kann eine simple Sanierungsmaßnahme auch die skandalösesten Erinnerungen dieser Wände übertünchen?

Nun, die Wände mögen es vergessen haben. Ich nicht. Eure Chronistin des literarischen Höhenflugs erinnert sich noch ganz genau an die hinter vorgehaltener Hand geflüsterten Plagiatsvorwürfe, an Autor*innen, die sich nach hitzigen Diskussionen über ihre neuesten Werke weniger für Literatur als füreinander interessierten und eng umschlungen in den verstecktesten Ecken des Hauses verschwanden, sowie an jene Gestalten, die nach langen Nächten und noch längeren Debatten die Treppen nur noch auf allen Vieren hinabkrabbeln konnten.

Beherbergen diese Flure noch immer mehr Geschichten als die Autor*innen, die sie begehen? Wir werden es wohl nie erfahren. Und selbst wenn die Renovierungsarbeiten tatsächlich jegliche Erinnerungen getilgt haben sollten, so bleibe ich doch zuversichtlich, dass diese traditionsreiche Institution schon bald neue Geschichten sammeln wird. Denn manche Gebäude sind nicht bloß Gebäude. Sie sind Sammelstellen menschlicher Eitelkeiten, Sehnsüchte, literarischer Großtaten und gelegentlicher Fehlentscheidungen.

Und so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns erneut in diesen wundervoll hitzigen Moloch der Kultur zu begeben, um der heiligen Dreifaltigkeit der Literatur zu frönen: dem Schreiben, dem Lesen und dem leidenschaftlichen Kritisieren beider.

Kuss
Kuss

Bis zur nächsten Ausgabe verbleibe ich in aufrichtiger Anteilnahme am literarischen Geschehen,

JA

ROSWITHA QUADFLIEG

Gartenzäune und Samuel Beckett

Damals noch in Hamburg – das Berliner Literaturhaus weit weg. Aber Samuel Beckett wurde 100 Jahre alt, und zu seinen Ehren eröffnete Ernest Wichner am 14. Juli 2006 in der Fasanenstraße die Ausstellung »Obergeschoss still closed. Samuel Beckett in Berlin«. Im Obergeschoss. Mit Mark Nixon, dem Beckett-Spezi aus Reading, und vielen anderen Gelehrten. Ins Begleitprogramm wurde auch ich mit meinem Buch »Beckett was here. Das Hamburg Kapitel aus Samuel Becketts Tagebuch 1936/37« eingeladen. Samt PowerPoint. Welch eine Ehre! Wie ich an den Fotos von damals sehe, kamen viele Leute. Und ich durfte sogar zwei Nächte oben unterm Dach in einem der beiden damals für Autoren gerichteten Zimmer hausen. Wie auch Mark. Am letzten Tag bzw. in der letzten Nacht wurden ihm – es war vorauszusehen – Ernest strikte Haus- und Hofregeln zu dumm, er kehrte zu spät von einer Tour durch die Stadt zurück. Zu spät, um das Gartentor offen vorzufinden. Was also tun? In einem Zustand, weit entfernt von Nüchternheit, überkletterte er den Zaun oder das verschlossene Tor (beide sind mit schmiedeeisernen Spießen versehen, um Eindringlinge abzuwehren) – und verletzte sich. Offenbar erheblich. So jedenfalls erzählte man sich später. Das Adieu-Sagen am andren Morgen entfiel, wie schade, denn ich mochte ihn sehr. Aber auch dies ist vielleicht nur eine der vielen kleinen Klatschgeschichten, die man sich um das Haus in der Fasanenstraße, seinen Garten und das Gartentor erzählt und bei denen man nicht genau weiß, ob sie wirklich wahr sind.

ULRIKE DRAESNER

Vor der Tür, hinter der Tür

Mit dem Literaturhaus Berlin verbinde ich eine grundlegende literarische Lektion. Sie wirkt vielleicht wie eine kleine Sache, aber für mich als junge Autorin war sie das Gegenteil und ich glaube bis heute, dass sie einen grundlegenden Aspekt dessen berührt, was wir »Literatur« nennen.

Buchpremiere mit meinem ersten Roman, Lichtpause im Literaturhaus Berlin. Es ist September, glaube ich. Ein noch heller Abend, lauwarm. Ich bin aufgeregt, Herbert Wiesner führt mich ein, der Saal ist gefüllt bis auf den letzten Platz.

Ich beginne zu lesen und habe kaum die ersten drei Sätze gesprochen, als zwei junge Frauen in der ersten Reihe links von mir aufstehen und den Saal verlassen. Alle meine Kraft und Selbstbeherrschung brauche ich, um nicht sofort mit dem Vorlesen aufzuhören. Innerlich bin ich entsetzt. Der Vorfall beschäftigt mich eine Weile, zum Glück sind an dem Abend nicht noch andere Menschen aufgestanden und gegangen; dennoch fühle ich mich nachhaltig beunruhigt.

Eines Morgens, es muss viele Monate später gewesen sein, jedenfalls nach dem Winter, trat ich in die Filiale der Dresdner Bank am Zoo. Meine eigentliche Filiale war geschlossen, sodass ich für einen Bankbesuch eigens in den Westen fahren musste. Wir befinden uns im Jahr 1998, also in sehr anderen Bankzeiten als heute. Überall standen Angestellte hinter Tresen und warteten auf Kundschaft. Eine von ihnen, eine Frau etwa meines Alters, lächelte mich an, also trat ich auf sie zu. Umstandslos begrüßte sie mich mit meinem Namen.

Ich fand das erstaunlich. Ich hatte sie meiner Meinung nach nie gesehen, also fragte ich sie, woher sie mich kannte. Sie sagte, sie sei eine der beiden Frauen gewesen, bei meiner Lesung, die hinausgegangen waren. Ihre Freundin habe es nicht ertragen, von dem Kind zu hören, das zu Anfang des Romans angefahren auf der Straße liege. Dabei hatte ich es so zurückhaltend wie möglich beschrieben, kein Blut, kein schreckliches Wort, im Gegenteil: ein Krankenwagen war vorgefahren, das Kind wurde versorgt.

Sie seien draußen stehengeblieben, noch eine ganze Weile, eigentlich die gesamte Lesung hindurch, und hätten mir durch die Tür hindurch weiterhin gelauscht. Ich war erstaunt und berührt. Wir unterhielten uns noch eine Weile über Literatur. Die Lektion war offensichtlich. Ich hatte vollkommen unterschätzt, wie geschriebener Schrecken wirkt, und ich lernte, dass es mitunter besser ist, etwas zu erzählen, indem man es nicht erzählt, es »nur« abschattet, einen Rand darum zieht. Seither bin ich vorsichtiger im Schreiben, weil ich eine andere Vorstellung von der Kraft der Resonanz habe, und allemal vorsichtiger bin ich im Auswählen von Stellen, die ich mit einem lebendigen Publikum in einem »live«-Raum, also einem lebendigen, überraschenden Jetzt teile, in dem Stimme, Atem und Imagination uns miteinander verbinden.

URSULA KRECHEL

Die glückliche Geburt eines Begriffs

Berlin (West) hatte einen unseligen Hang zum Verschmuddelten. Wurstigkeit ist aller Tage Anfang, und das Ende ist doch egal. Dazu gab es in den achtziger Jahren die entsprechende Literatur mit dem ebenfalls angeschmuddelten ideologischen Unterbau. Man trug speckige Lederjacken und das dazugehörige Drum und Dran, klopfte sich freundschaftlich auf die Schulter, prostete sich hinter überfüllten Aschenbechern zu. Da kam ein Mann aus München, er hatte die Literatur, die in dieser Szene geschrieben wurde, gelesen, betrachtete sinnend die speckigen Lederjacken, und all das gefiel ihm nicht. Die Lederjackenfraktion hätte gerne ein gemütliches Zuhause jenseits der Kneipen und der dicken Wirtinnen gehabt, zum Beispiel eine alte Villa, eine Art Vereinslokal mit Wimpel, Pokalen, Billardtisch, Flipper, Kicker und Pingpongplatte, mit allem, was der schreibmüde Schriftsteller begehrt. An Berliner Schriftstellerinnen aus dieser Zeit erinnere ich mich nur dunkel. Vermutlich saßen sie zuhause und schrieben. Herbert Wiesner, der Mann aus München, hatte nicht nur einen weitläufigeren Literaturbegriff im Kofferraum seiner hübschen weißen Giulia, vor allem hatte er sich einen Begriff ausgedacht, der erklärungsbedürftig war: LITERATURHAUS – wie Palmenhäuser, Gasthäuser, Gotteshäuser, ein eigener Ort für Literatur, besonders solche, die der kundigen Vermittlung bedarf. Und außerdem brauchte ein solches Haus ein Café, dessen Qualität der Literatur angemessen war, und eine wohlsortierte Buchhandlung, darauf bestand der Hausherr. Und sieh da, es kamen Menschen, viele, viele, die offenbar genau auf eine solche Institution gewartet hatten. Und der Begriff wanderte quer durch Deutschland, weiter bis nach Kopenhagen und Lissabon, und es war gut. Nicht alle Literaturhäuser hielten dem Berliner Maßstab stand, aber er war gesetzt. Heute weiß jedes große und kleine des Lesens mächtige Kind, was ein Literaturhaus ist.

Gestaltung: N-A-G-E-L

Zimmer frei, jetzt eigentlich doch nicht mehr

Mit dem Wiedereinzug in die Fasanenstraße 23 platzt Kamins Zimmer mit der Tür ins Literaturhaus und macht es sich dort in der Hochparterre gemütlich. Mit der Kick-off Reihe »Mit der Tür ins Haus fallen« lädt Kamins Zimmer jede Woche Donnerstag, 20:00 Uhr, neue Stimmen und ihre Texte, Performances, Installationen und Konzerte ein. Am 15.10.2026 geht es mit einer Hausparty los: rein in die Kalender! Eintritt frei.

Instagram: @kaminszimmer
Das vollständige Programm:
www.li-be.de/programm/kamins-zimmer

Literaturhaus Berlin
Fasanenstraße 23 · 10719 Berlin
info@literaturhaus-berlin.de
030 887 286 0

Website: li-be.de

LOTTO STIFTUNG BERLIN